

Robert Schuman und wir

Jedes Jahr am 9. Mai öffnen sich für das Publikum die Türen der Maison Schuman in Clausen, einem Stadtteil von Luxemburg, wo Robert Schuman (1886-1963) einen Teil seiner Jugend verbrachte. An diesem Tag hielt der Politiker 1950, vor 75 Jahren, eine für die westeuropäische Integration wegweisende Rede. Der historische Zufall will es, dass auch am 8. und am 10. Mai an für das westeuropäische Gedächtnis wichtige Ereignisse erinnert wird. Am 8. Mai jährt sich zum 80. Mal die Kapitulation NS-Deutschlands; am 10. Mai 1940, vor 85 Jahren, fiel die Wehrmacht in Belgien, Luxemburg, die Niederlande und Frankreich ein.

von CHRISTOPH BRÜLL*

Der 9. Mai ist auf Anregung des damaligen Kommissionspräsidenten Jacques Delors seit 1985 der Europatag. Als einziges Mitgliedsland der EU hat Luxemburg ihn 2019 zum arbeitsfreien Feiertag deklariert; auch im Kosovo wird er so begangen. Die Debatten um den 8. Mai als Feier- oder Gedenktag werden in Belgien jedes Jahr aufs Neue mit den gleichen vorhersehbaren Ergebnissen geführt. Vor allem in Flandern bemüht man sich jedoch seit einigen Jahren, ihn als Gedenktag an den belgischen Widerstand zu begehen – ein entsprechender Resolutionsvorschlag wurde von der Kammer im April angenommen. Der 10. Mai bietet keine positive Botschaft, an die Erinnerung anknüpfen könnte – wohl jedoch ein Angebot zur Auseinandersetzung mit der ostbelgischen Geschichte, was in Zeiten öffentlicher Manifestationen von Rechtsextremismus in Eupen ohne Zweifel nottut.

Er war in Westeuropa vor allem der Beginn einer Zeit der Unfreiheit und der durch den Besitzer und die Kollaborationsbewegungen ausgeübten repressiven Gewalt. Diese Gewalt war in Osteuropa im Zweiten Weltkrieg bekanntlich extremer. Der Blick dorthin offenbart, dass der 9. Mai 1945 kein unbelasteter Tag ist: Er markiert den Beginn einer neuen Phase der Unfreiheit unter der Kontrolle der Sowjetunion und weist damit in Richtung der Teilung Europas im Kalten Krieg, die auch für das Verständnis von Schumans Rede unerlässlich ist.

Der 9. Mai 1945 ist kein unbelasteter Tag.

Der Umgang mit dem 9. Mai ist denn auch in vielen mittel- und osteuropäischen Ländern Gegenstand von erinnerungskulturellen Debatten. Und selbst der 8. Mai 1945 ist bei genauerem Hinsehen ein ambivalentes Datum: an diesem Victory-in-Europe-Day und in den folgenden Wochen verübten französische Truppen im algerischen Sétif ein Massaker, dem bis zu 30.000 Menschen zum Opfer fielen. Für den

deutsch-israelischen Historiker Dan Diner verweist diese Datumskonstellation auf die ebenso schwierige wie vieldiskutierte Frage nach dem Verhältnis von kolonialer Gewalt und Holocaust.

Robert Schumans Biografie spiegelt diese europäischen Entwicklungen in vielerlei Hinsicht. Bei Kriegsende stand er unter Rechtfertigungsdruck, da er als Abgeordneter des Département Moselle in der Assemblée Nationale am 10. Juli 1940 in Vichy – unter dem Eindruck der raschen deutschen Siege im Westen und der französischen Kapitulation – für die Übertragung der Vollmachten an Philippe Pétain gestimmt hatte.

Zudem hielt man ihm vor, als Staatssekretär in der Regierung des „Maréchal“ gewirkt zu haben – hier konnte er jedoch nachweisen, dass diese Ernennung ohne sein Einverständnis erfolgt war; zudem war er nach wenigen Tagen zurückgetreten. Während des Kriegs wurde er von der Gestapo inhaftiert und unter Hausarrest gestellt. 1942 gelang ihm die Flucht in die unbesetzte Zone, wo er schließlich in Lyon Unterschlupf fand.

Nachdem er im September 1945 rehabilitiert worden war, trat er 1946 in die französische Regierung ein. Als Minister der Vierten Republik unterhielt er zu den Unabhängigkeitsbestrebungen in Indochina und den nordafrikanischen Kolonien ein zwiespältiges Verhältnis: Er erkannte, dass diese berechtigt waren, bezeichnete jedoch in seiner berühmten Rede vom Mai 1950 die „Erschließung des afrikanischen Kontinents“ als eine der „wesentlichen Aufgaben Europas“ und trug aus Partei-räson die brutale Repressionspolitik Frankreichs mit, bis sie Ende 1952 mit zu seinem Auscheiden aus der Regierung führte.

Schumans frühe Lebensgeschichte steht für die Entwicklung der westeuropäischen Grenzregionen seit dem 19. Jahrhundert. Nachdem Lothringen 1871 deutsch geworden war, verließ Schumans Vater seine Heimatstadt Metz und ließ sich in Luxemburg nieder. Er optierte jedoch nicht für die französische Staatsangehörigkeit und war somit offiziell Deutscher. Die Mutter war Luxemburgerin. Der 1886 gebor-



Robert Schuman gilt als Architekt der europäischen Einigung. Er war selbst ein Grenzgänger, und ihn prägten Krieg, Kollaboration, Widerstand und Kolonialpolitik. Seine berühmte Erklärung vom 9. Mai 1950 war Ausdruck einer Biografie, in der Europa nicht abstrakte Vision, sondern gelebte Notwendigkeit war.

Archivfoto: Photo News

rene Robert wuchs dreisprachig auf, in der Familie orientierte man sich kulturell jedoch in Richtung Deutschland. Nach seinem Jurastudium (u.a. in Bonn und Berlin) arbeitete er zunächst als Anwalt in Metz, wo er während des Ersten Weltkriegs in der Verwaltung arbeitete. Als Vertreter des katholischen Milieus wurde er nach dem Staatenwechsel 1919 in das französische Parlament gewählt. Schumans Biografie steht beispielhaft für die Wan-

delbarkeit von nationalen Zugehörigkeitsgefühlen, die typisch für Bewohner von Grenzregionen sind, die im Zeitalter des Nationalismus mehrmals unfreiwillig die Staatsangehörigkeit wechselten – die ostbelgische Geschichte, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, bildet hier keine Ausnahme.

In seiner Rede im Uhrensaal des französischen Außenministeriums betonte Schuman: „Europa kann nicht auf einmal oder als ein umfassender Bau

erstehen. Es wird kommen, wenn konkrete Leistungen zunächst eine tatsächliche Verbundenheit schaffen. Voraussetzung für den Zusammenschluss der europäischen Nationen ist aber die Beseitigung des jahrhundertealten Gegensatzes zwischen Frankreich und Deutschland.“ Die in der Rede skizzierte Vision zur Unterstellung von Kohle- und Stahlindustrie unter eine europäische Behörde, deren Grundzüge maßgeblich auf den Unternehmer und Regierungsberater Jean Monnet zurückging, war nicht bloß ein Elitendiskurs. Sie spiegelte zweifellos die schmerzlichen Lebenserfahrungen eines westeuropäischen Grenzgängers, der von einer friedlichen Koexistenz europäischer Nationen träumte.

Der Europagedanke in Grenzregionen

Diese Dynamik existierte auch „von unten“. Im August 1950 stürmten rund 300 junge Erwachsene friedlich den deutsch-französischen Grenzübergang bei St. Germanshof und Wissensbourg mit dem Ziel, ein öffentlichkeitswirksames Zeichen für die deutsch-französische Aussöhnung zu



Erinnerungsort mit europäischer Strahlkraft: Das Maison Schuman auf dem Campus der Universität Luxemburg erinnert an Robert Schuman. Foto: Noëlle Schon, Universität Luxemburg

setzen. Auch das von der föderalistischen „Europa-Union“ organisierte Europadorf in Udenbreth im Juni 1953 mit seinen 4.000 Besuchern lässt sich als eine punktuelle Europamanifestation im deutsch-belgischen Grenzgebiet begreifen. Erst in den 1960er Jahren kam es aber zu stärkerem zivilgesellschaftlichen Engagement für Europa in den Grenzregionen; als ostbelgische Beispiele seien der Europäische Erzieherbund oder auch die bereits 1955 gegründete Europäische Vereinigung Eifel-Ardennen genannt.

Zwar richteten Institutionen wie der Europarat und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft ihr Augenmerk bereits Ende der 1950er Jahre auf die oftmals strukturschwachen Grenzregionen, es dauerte jedoch bis in die 1970er Jahre, ehe auf dieser Ebene zaghaft konkrete politische und finanzielle Instrumente zu deren Förderung geschaffen wurden. Es führte also kein gerader Weg von Schuman nach Schengen, auch wenn in politischen Sonntagsreden immer betont wurde, dass es sich bei den vielen Grenzregionen um „Laboratorien des europäischen Gedankens“ handele. Tatsächlich steht vielfältigen Formen der Kooperation ein zunehmender Wettbewerb in und zwischen Grenzregionen gegenüber.

Zudem waren die im Westen erprobten Instrumente der Zusammenarbeit nach dem Ende des Kalten Krieges und den EU-Weiterungen nicht ohne Weiteres auf die Grenzregionen in Ost- und Mitteleuropa übertragbar.

Eine im „Journal of Common Market Studies“ veröffentlichte Studie von Saarbrücker Politikwissenschaftlern und Soziologen kam im letzten Jahr zu dem überraschenden Ergebnis, dass – zumindest auf deutscher Seite – die Bewohner von Grenzregionen sich dem europäischen Gedanken nicht stärker verbunden fühlen als die im Inland. Gedenkveranstaltungen zu wichtigen vergangenen Ereignissen und historischen Daten wie die vom 8., 9. oder 10. Mai sind als ritualisierte Lippenbekenntnisse fest in der europäischen Erinnerungskultur verankert.

Ob sie tatsächlich für mehr Europabegeisterung sorgen, sei dahingestellt. Sie verweisen jedoch darauf, dass grenzüberschreitende Zusammenarbeit von politischem und zivilgesellschaftlichem Engagement abhängig ist. Der französische Historiker Bernard Ludwig hat mit Bezug auf die Beziehungen zur Bundesrepublik darauf hingewiesen, dass der Schritt über die Grenze leichter fällt, wenn man seine eigene Geschichte aufarbeitet. Die ostbelgische Geschichte belegt dies nachdrücklich; der europäische Blick darauf weitet die Perspektive.

*Christoph Brüll ist Historiker am „Centre for Contemporary and Digital History“ der Universität Luxemburg